

Eine Künstlergeschichte aus Rom.

Edith Clauen führte ein ziemlich einfaches Leben, wie es nicht vielen Frauen möglich gewesen wäre. Sie hatte in dem sonnigen Rom ein sehr großes Atelier inne, an welches ihr kleines Schlafzimmer grenzte. Wenn Edith diese ihre Wohnung überblickte, so sagte sie sich oft, daß sie allerdings anders lebe, als die meisten alleinlebenden weiblichen Wesen. Sie zählte 31 Jahre, war von prächtiger Gestalt und besaß, ohne auf das Prädikat „schön“ Anspruch erheben zu dürfen, ein hübsches, anmuthiges Gesicht.

In den Künstlerkreisen Rom's war Edith weit und breit bekannt. Man schätzte sie sehr hoch und hatte sie ungemein gern. Ihre römischen Landschaften waren nachgerade berühmt geworden, und fast kein Fremder, der sich die Kunstschätze und die Ateliers Rom's betrachtete, unterließ es, Edith in ihrem Künstlerheim einen Besuch abzustatten. Wenn man sie fragte, weshalb sie so allein lebe und nicht eine Gefährtin bei sich wohnen lasse, antwortete sie: „Ich fühle mich so glücklich.“ Diefelbe Antwort bekamen auch die ihr Nächsterstehenden u. ihre Freunde zu hören, wenn die Frage aufgeworfen wurde, weshalb Edith sich nicht verheirathen wolle.

Die ganze Umgebung, die ganze Atmosphäre, in welcher sie inmitten der Kunstwelt lebte, war höchst romantisch. Der blaue Himmel, die weiten räumlichen Existenz Edith's, die alten Paläste und Denkmäler ewigen Ruhmes, Alles stimmte harmonisch mit einander überein und übte auf ihr Gemüth einen unaussprechlich bezaubernden Reiz.

Trotz ihrer abgeschlossenen Lebensweise sollte auch Edith eines Tages empfinden, daß Amor's Pfeil seinen Weg überall hin findet, durch Mauern und Fenster, verschlossene Thüren und Schlüssellöcher und daß kein Herz vor diesem losen Schelme sicher ist. Seine Pfeile schwärzten in die Hütte der Armut und süßten goldene Sonnenstrahlen mit sich.

Neht, als acht Jahre lebte Edith bereits inmitten der fröhlichen, lebenslustigen Künstler, und noch war es Keinem gelungen, ihr Herz zu erobern. Es schlummerte noch in tiefem Schlafe. Ihr ganzes Denken und Fühlen gehörte ihrer Kunst, der sie mit einer Innigkeit und Leidenschaft ergebte war, wie es nur den von Gott begabten Talenten möglich ist.

Und — plötzlich hatte sie sich verlobt, ganz einfach, ganz unromantisch. Sie wunderte sich, wie es möglich war, daß dies Ereigniß ruhig stattgefunden hatte; sie bewunderte es auch ein wenig, denn ihre Künstlernatur hatte sich eine Verlobung immer mit recht unerwarteten Ueberraschungen verknüpft gedacht. Aber schließlich konnte sie es nicht ändern, wenn keine gewaltigen, blitzähnlichen Vorkommnisse die Veranlassung gaben.

Fast täglich war sie mit Leonhard Stolzing zusammen getroffen. Er war Maler und verehrte Edith, deren Hingabe an ihre Kunst er aufrichtig bewunderte, schon seit mehreren Jahren in aller Stille. Ihr ruhiges, festes, sicheres Auftreten, wie überhaupt ihr ganzes Wesen übten einen so nachhaltigen Einfluß auf ihn aus, daß er meinte, ohne sie nicht mehr leben zu können.

Eines Tages sagte er denn einen bestimmten Entschluß. Er staltete Edith einen Besuch in ihrem Atelier ab. Ohne Umschweife fragte er sie: „Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, Fräulein Clauen?“ — „Erst muß ich wissen, um was es sich handelt.“ — „Nennen Sie mir nicht so vertrauen, ohne daß —“ — „O ja, Das auch!“ — „Es ist eine sehr süße Bitte, welche ich jetzt an Sie richten werde. Ich wünsche, daß Sie mir zu einem Bilde sitzen möchten.“ — „Nun,“ antwortete Edith ohne langes Besinnen, „ich will es unter einer Bedingung thun. Ich stelle dieselbe Gegenforderung. Sie sitzen mir Modell, während ich Sie male, und Sie malen mich zu derselben Zeit.“ — Leonhard lachte; ihm schien dieser so mißliche Vorschlag ungemein reizvoll. „Eine originelle Idee!“ versetzte er vergnügt. — „Ja, wir sind eben Künstler. Künstler sollen eigentlich immer originell sein. Also einverstanden?“

Wenn die Bilder fertig sind, tauschen wir sie gegenseitig aus.“ — „Ist es wirklich Ihr Ernst? Wir Beide sollen einander zu einer und derselben Zeit malen?“ — „Natürlich. Warum denn nicht? Vielleicht haben wir mit diesen Bildern Erfolg.“ — „Erfolg — Erfolg ist nicht Alles, Fräulein Clauen.“ — „Nein, Das stimmt. Aber er ist im Stande, Futter auf das trodrene Brod des alltäglichen Lebens zu streuen, nicht wahr?“

Die Kunstschlacht begann. Nach Verlauf von ungefähr drei Monaten fand jenes große Ereigniß statt, die Verlobung Leonhard's mit Edith. Die Porträts waren vortreflich gelungen und wurden allgemein bewundert. Niemand hatte eine Ahnung, was die beiden Menschenkinder während dieser Sitzungen Alles mit einander geplaudert und auf welche Weise eigentlich die Liebeserklärung stattgefunden hatte.

Man war höchst verwundert über diese plötzliche Verlobung, freute sich aber herzlich und aufrichtig und beglückwünschte die Freunde von ganzem Herzen. Die Freunde und der Jubel der befreundeten Künstler und Künstlerinnen erreichten aber ihren Höhepunkt, als man erfuhr, daß das junge Paar dauernd sich in Rom niederlassen wolle.

Wenige Tage nach der Verlobung sahen wir Edith in ihrem Atelier. Jährlich hat sie den Arm um den Radon Leonhard's geschlungen, der sich soeben verabschiedet. „Leonhard,“ begann sie leise, „ich weiß, Du wirst mich für thöricht halten, aber ich muß Dich um etwas bitten. Ich hatte in voriger Nacht einen so entsetzlichen Traum, in welchem ich einen Mann erblickte, der Dir ungemein ähnlich sah und der genau denselben Mantel und denselben Hut trug wie Du!“ — „Nun, mein Lieb, Du hast eben von Deinem Verlobten geträumt.“ — „Ja, Edith, die ein etwas ängstliches Wesen zeigte, zu beruhigen.“ — „Er ging langsam vorwärts, plötzlich sah ich einen Dolch oder ein Messer hinter ihm blitzen — langsam schritt er vorwärts, dann fiel er bewußtlos zu Boden.“ — „Mein lieber Schatz, wie kann man nur so dummes Zeug träumen!“ — „O Leonhard, ich habe ein so banges Vorgefühl von einem Unheil. Versprich mir nur Eins: daß Du dies eine Mal nicht spät nach Hause und nicht jene einsamen Wege gehst, die Du so gerne einschlägst!“ — Sie war immer erregter geworden. — „Vobell schloß der junge Mann das junge Weib in die Arme, küßte sie zärtlich und sagte: „Ich werde morgen so früh wie möglich bei Dir sein, aber es ist wirklich thöricht, daß Du Dich so beunruhigst.“ Dann ging er fort.

Es war eine dunkle Nacht. Die Straßen jenes Viertels in Rom, wo er wohnte, waren öde und einsam. Er hatte ziemlich eine Stunde zu gehen, ehe er nach Hause gelangte. An Vorahnungen und ähnelnde übernatürliche Dinge, welche der klare Menschenverstand nicht begreift, glaubte er nicht.

So mochte er ungefähr eine Viertelstunde gegangen sein, als er mit einem Male bemerkte, daß ein Mann ihm folgte. Er schritt weiter. Nach einer Weile vergewisserte er sich, daß der Betreffende immer noch hinter ihm herging. Er blieb an einer Biegung des Weges stehen — der Verfolger that ein Gleiches. Ungeachtet Edith's Bitte beschloß er nun, nicht den kürzesten Weg nach Hause zu nehmen, sondern lenkte in eine der beliebteren Straßen ein. Der Mann blieb ihm auch hier auf den Fersen. Furcht konnte Leonhard nicht; doch diese beharrliche Verfolgung kam ihm seltsam vor. Plötzlich erinnerte er sich der Worte Edith's. „Wäre es möglich,“ sagte er zu sich selbst, „daß Vorahnungen begründet sind?“

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte sein Hirn. Er blickte sich um und bemerkte, daß der Mann jetzt noch etwa zehn Meter von ihm entfernt war. Als sie an die nächste Ecke kamen, blieb der Künstler stehen, zündete schnell ein Wachstreichholz an und hielt es in die Höhe. Der Mann stützte einen Augenblick, dann kehrte er hastig um und eilte zurück. Eine seltsame Reugier hatte sich Leonhard's bei diesem Vorfalle bemächtigt. Was bedeutet das? Er beschloß, dem Fremden nachzugehen. Um nicht gesehen zu werden, durfte er nicht in allzu geringer Entfernung folgen. So blieb er denn ein beträchtliches Stück hinter ihm zurück. Schon über eine halbe Stunde war er dem fremden Manne auf diese Weise gefolgt, als dieser plötzlich seine Schritte beschleunigte. Leonhard folgte ihm, indem er auch schneller ging. Er war ihm jetzt näher gekommen, als er eigentlich beobachtet hatte. Vorsichtig um sich blickend, bemerkte er, daß sich ein anderer Mann näherte, der genau seine Figur hatte, denselben Mantel, denselben Hut trug — kurz und gut, er war ihm zum Verwechseln ähnlich.

Ehe er sich über die auf ihn einströmenden Gefühle eigentlich Rechenschaft ablegen konnte, bligte ein blanker Gegenstand durch die Luft, und vor seinen Augen, nicht allzuweit von ihm entfernt, brach jener Andere mit durchbohrender Brust zusammen. Als habe die Erde ihn verschlungen, war der Mörder verschwunden. Leonhard suchte dem Ueberfallenen zu Hülfe zu eilen, doch — es war zu spät. Die Schneide des Morbinstrumentes hatte das Herz getroffen. Der junge Maler gab auf der Polizei seine Aussage zu Protokoll und ging dann in höchster Erregung nach Hause.

Als er am nächsten Morgen zu Edith kam, eilte ihm diese schon entgegen. Glückselig, daß sie ihn unverfehrt sah, schlang sie die Arme um seinen Nacken und schmiegte sich innig an ihn. „Bist Du direkt nach Hause gegangen, Leonhard?“ — „Nein, mein Lieb, leider nicht! Aber ich will Dir von nun an stets gehorchen und nur das thun, um was Du mich bittest, selbst wenn es sich um etwas handelt, das Du im Traume gesehen!“

Meiner Mutter Ruf. Erzählung von E. Frei. Mein Vater — ein äußerst geschickter und tüchtiger Arzt — starb, als ich kaum mein siebzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte. Meine Mutter, welche nun auf Erden bloß noch mich hatte, liebte mich zärtlich und erfüllte mir jeden Wunsch, wenn es in ihrer Macht stand. Ich konnte thun, was mir beliebte, und deshalb war meine Hauptbeschäftigung das Lesen.

Es gab keinen Roman, welchen ich mir nicht aus der Leihbibliothek zu beschaffen gewußt hätte. Und was für hochinteressante Bücher gab es da! Besser wäre es freilich gewesen, mein Mütterchen hätte sie mir verboten — sie war aber zu nachsichtig. Oft hat sie mich, ihr etwas vorzulesen, doch entschuldigte ich mich stets mit der Antwort: „Ich belomme dann Halsweh!“ Eines Abends, als ich fast am Schluß meiner Geschichte angelangt, wurde ich plötzlich durch das Geräusch einer fallenden Scheere aufgeschreckt. „O, mein Gott, was sah ich! Meine Mutter war ganz blaß und preßte ihre Hand auf das Herz. „Mama, was ist Dir?“ rief ich angstvoll. „Dora, Dora, kommen Sie rasch her!“ Und mit Hülfe unserer Dienerin brachte ich die Mutter zu Bett. „So, nun rasch zum Arzt, Dora!“ „Aengstige Dich nicht, mein Kind,“ kispelte meine Mutter matt, „es wird wohl hoffentlich bald — bald — besser.“

Der Ausspruch des Arztes lautete keineswegs sehr ermutigend. Ein Herzübel, an welchem meine Mutter schon früher gelitten, war plötzlich mit erneuerter Heftigkeit ausgebrochen. Am anderen Morgen fühlte sich meine Mutter etwas wohler, doch der Arzt erklärte bestimmt, sie müsse sich sehr schonen und im Bett bleiben. Erst gegen Abend fand ich endlich Zeit, meinen Roman herorzuholen; nun machte ich es mir sehr bequem; ich setzte mich gemüthlich in eine Sophaede und nahm meine Lieblingslektüre ein, indem ich den Kopf in beide Hände stützte. Da plötzlich hörte ich meine Mutter leise rufen: „Elsa!“ — „Ja, Mama.“ Ich las ruhig weiter. „Elsa,“ flüsterte es noch leiser. „Gleich, Mütterchen.“ Es war mir unumgänglich, gerade jetzt mein Lesen zu unterbrechen. Und noch einmal flüsterte sehnsüchtig meine Mutter: „E—l—s—l—!“ Vergerlich runzelte ich die Stirne und dachte, wie ungeduldig sind doch Kranke!

Meine Augen flogen nur so über die Zeilen und meine Wangen glühten wie Feuer vor Aufregung. Da las ich noch — Leo schloß das schöne, bezaubernde Weib süßmüthig in seine Arme und drückte seine brennenden Lippen auf ihren Rosenmund.“ — Klapp, war das Buch zu. Nun ging ich leise in das Schlafzimmer. „Mama, Du riefst mich?“ — „Alles still.“ — „Schläfst Du?“ — Ja, ganz gewiß schlief sie, und leise, wie ich gekommen, troch ich in meine Sophaede zurück, um den „schönen Schluß“ noch einmal zu lesen. Da schlug es sechs Uhr; um fünf Uhr sollte die Kranke ihre Medizin bekommen — und ich hatte es ganz vergessen. Wieber schlich ich leise in das Nebenzimmer. Da lag Mama noch immer still, regungslos und so bleich, so bleich, kein Blutstropfen färbte ihre Lippen. Noch ein paar Schritte ging ich näher. Plötzlich überfiel mich eine furchtbare

te Ahnung. Ich ergriff die Kleinschale — sie war eiskalt. „Mama, wach auf!“ schrie ich entsetzt. Dora, durch meinen Schrei herbeigerufen, kam sofort und nach kurzer Untersuchung sagte sie: „Fassen Sie sich, armes Kind, Ihre Mutter hat ausgefittet.“ Drei Tage später wurde die zärtlichste aller Mütter zur letzten Ruhe gebettet. —

Viele Wochen und Monate vergingen, doch konnte ich immer noch keine Ruhe und keinen Frieden finden, und oft hörte ich meine Verwandten flüstern: „Wie lieb sie ihre Mutter hatte!“ Sie wußten ja auch nicht, was für ein erbärmliches Geschöpf ich war. Oft glaubte ich mitten in der Nacht den Ruf „Elsa“ zu hören und dann vergrub ich mein Gesicht in die Kissen und bittere Thränen rannen über meine Wangen.

Nach Verlauf von mehr als einem Jahre verlangte mein Onkel, daß ich mich nicht mehr von allen Vergnügungen zurückziehe, und ich gehorchte mit einem Seufzer, und als die Sträucher zu blühen und zu grünen anfangen und die Sonne immer so hell und lustig mir in's Zimmer schien, zog auch etwas Frieden in mein Gemüth. Ja, ich konnte sogar wieder zuweilen lächeln und lustig sein, wenn wir gemüthlich bei einander saßen und plauderten. Es fand sich jetzt öfter ein junger Gerichtsassessor ein, der Sohn einer Jugendfreundin meiner Tante. Jedoch bemerkte ich bald, daß seine Besuche nicht ihr, sondern mir galten.

Der sechszwanzigste Mai, mein Geburtsstag, war gekommen, und als ich die Augen aufschlug, sah nicht, wie es sonst immer der Fall gewesen, mein Mütterchen am Bett, um mir den ersten Geburtstagskuss auf Stirn und Lippen zu drücken. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich meine Tante leise herein kam, einen prachtvollen Blumenstrauß in den Händen.

Zuerst, meine liebe Elisabeth, meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Wiegenfeste. Möge Dich der liebe Gott beschützen und Dich noch glücklich werden lassen — Du hast es verdient.“ — „Ich verdient? Nein, oh, nein!“ dachte ich bei mir. „So, und diese Blume schickt Dir der Herr Assessor, später wird er noch selbst kommen. Und dies weiße Kleid ist ein Geschenk von mir, — bitte, ziehe es heute an.“

Ich dankte meiner Tante und versprach, ihren Wunsch zu erfüllen. Später ging ich in den Garten und setzte mich in eine dunkle Fliederlaube, meinen Gedanken nachhängend. Da hörte ich plötzlich Schritte nahen, und als ich aufschah, stand der Assessor vor mir. Zitternd reichte ich ihm meine Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Assessor, für die schönen Blumen. Stets erhielt ich meine Lieblinge — die zarten Maienglöckchen — an meinem Geburtsstage von meinem armen, lieben Mütterchen.“ — „Ich danke Ihnen herzlich für die zarte Aufmerksamkeit.“

Er schenkte mir ein Entschluß zu kämpfen, denn er athmete schwer, und es beschlich mich plötzlich ein eigenhüthliches Gefühl. „Elsa, ich liebe Dich!“ kam es da rasch von seinen Lippen, und er ergriff meine herababhängende Rechte und drückte eine Kuss darauf. „Ich kann Dich nicht so traurig sehen! Elsa, darf ich auf Gegenliebe hoffen?“

Ich war fast überwältigt von meinem Gefühl — dann aber sagte ich mich. „Herr Assessor, tang es sich von meinen Lippen, erst muß ich Ihnen eine schwere Schuld bekennen, und wenn Sie mich dann noch begehren — ja, dann will ich die Ihre sein!“

Ich schloß mich auf den Tisch, denn ich konnte mich kaum noch aufrecht halten, und erzählte langsam und mit stockender Stimme meine unglückselige Geschichte. Herr von Wendheim hörte mir ernst und still zu. „Wenn ich nur wüßte, ob sie mir vergeben hat!“ schloß ich, in Schluchzen ausbrechend. „Und nun, Arthur, wenn Sie mich ungehorsames, süßbüßiges Geschöpf nicht mehr lieben — so nennen Sie mich wenigstens nur noch einmal „Elsa“ — und dann — dann lassen Sie mich allein — ich hab' es verdient!“

Er aber breitete seine Arme aus und ich flog auf ihn zu, mein Haupt an seiner Brust bergend und selig flüsternd: „Ich liebe Dich!“ „Meine Elsa!“ sagte er, einen Kuss auf meine Lippen drückend, „arme Elsa. Warum hast Du Dir so viel qualvolle Stunden bereitet, denn Deine Mutter vergab Dir längst.“

Zwei Jahre waren vergangen; zwei glückliche Jahre. Da lernte ich aber noch ein anderes glückliches und noch seligeres Gefühl kennen. Ich wurde Mutter. Und jetzt, da ich selbst dieses heiligste Gefühl, die Mutterliebe, kannte, gewann ich eine mit den ganzen inneren Frieden zurückgebende Ueberzeugung. Mein kleiner Hans lag mir im Schoße, ich blickte lächelnd in seine klaren blauen Augen und flüsterte dann, zu meinem Gatten aufsehend, welcher neben mir stand: „Arthur, ja meine Mutter hat vergeben, denn ich fühle jetzt: Mutterliebe vergibt und vergißt Alles!“

Und dann drückte ich mein Kleinod fest an meine Brust und eine Thräne rollte langsam hernieder. —

Estimo-Studien. Der bekannte amerikanische Ethnologe und Reiseforscher Henry O. Bryant ist wiewohl in einem Vortrage darauf hin, daß die Eskimos im hohen Norden die Beachtung von Gelehrten in höherer Maße auf sich gelenkt hätten, als jede andere ähnliche Rasse der Welt. Und das hat seinen guten Grund. Haben wir doch es in ihnen mit einem lebenden Naturvolk zu thun, das eben erst aus dem Steinalter austaucht, welches wir sonst nur in Ueberresten von Menschen und Dingen studiren können. Dazu kommt die Gelehrigkeit und viele interessante Charakterzüge im Einzelnen.

Hr. Bryant ist einer der besten Kenner der Eskimos, die er drei Mal auf längere Zeit besucht hat, einmal in Labrador und zwei Mal im nördlichen und südlichen Grönland mit den Peary'schen Nordpol-Expeditionen. Die Labrador-Eskimos (die einzigen, die man gelegentlich bei uns in wenigen Vertretern sichtlich kennen lernen konnte) erklärte er schon für einigermaßen unecht und entartet. Sie stehen seit 175 Jahren mit dänischen Missionskolonien in Berührung u. zeigen die Beimischung europäischen Blutes deutlich genug. Doch haben sich ihre Frauen ihre alterthümliche Kleidung unverfälscht bewahrt, ebenso wie ihre bemerkenswerthe Frisur, die Farbe des Haarbandes läßt stets sofort erkennen, ob die Frauensperson eine Jungfer oder eine Ehefrau oder eine Wittve ist.

Von diesen Eskimos gilt die oben gemachte Bemerkung nicht mehr (von den Alaska-Eskimos auch nur zum Theil), dagegen sind es die nördlichen Eskimos des Ostens, die ein unverfälscht ursprünglicher Stamm geblieben, der wirklich erst jetzt aus dem Stein-Zeitalter der Menschheit emporsteigt. Den günstigsten Bericht über sie hat der in letzter Zeit so viel genannte Nordpolforscher Nansen der civilisirten Welt geliefert.

Abgesehen von den Besuchen einiger Missionäre in früheren Jahrhunderten, wovon hier nur so viel zu sagen ist, daß sie ohne bleibenden Einfluß blieben und für die heutige Zeit so gut, wie gänzlich verschwunden sind, begabte man diesen Eskimos zum ersten Male im Jahre 1818, als die Mitglieder der John Ross'schen Expedition mehrere Tage in der Nachbarschaft von Cape York verbrachten. Und nur wenige noch lebende Mitglieder des Stammes hatten bis zur Zeit von Lieutenant Peary's Besuch im Jahre 1891 einen Weissen gesehen. Sir John Ross bemerkte im erstgenannten Jahre, daß diese Naturfinder noch gar nicht mit Pfeil und Bogen vertraut waren, ebenso wenig mit dem Knop. Dagegen fand Lieutenant Peary diese drei Dinge bei ihnen vor, und man muß annehmen, daß sie sich inzwischen selbstständig zum Gebrauch derselben weiter entwickelt haben.

Es giebt keine formelle Regierung unter ihnen, obwohl es nicht an Führern fehlt. Sehr glücklich ist ihr Familienleben, und sie zeichnen sich durch weitgehende Sorgfalt für die Kinder, sowie für die Schwachen und Kranken aus — gewiß nichts so Gewöhnliches bei einem Naturvolk. In eigenthümlich schroffem Gegensatz hierzu steht der noch vorkommende Gebrauch, Kinder zu erwürgen, wenn ihr Vater stirbt! Es kommt nicht selten vor, daß sie Gattinnen gegen einander auszuweichen, und mitunter spielt sogar die Gewalt eine Rolle dabei. Sehr zurückhaltend sind sie mit ihren religiösen Ansichten. Man weiß indeß, daß sie an einen Geist des Guten, sowie an einen bösen Geist des Böses u. des Wassers glauben und unbestimmte Begriffe von einem jenseitigen Leben haben.

Lachende Erben brauchen keine Taschentücher. —

Humoristisch

Eine gelungene Eibungungs-Anzeige findet in „Beischelboten.“ sie lautet: „Verlobung mit Fräulein B. Tochter des Herrn Abbecker, drei Neuenburg, Westpr., ist ausfallen. Da die Verlobung imhesehen von mir geschehen ist, Paula Neigung zu einem Seder-Verheirathung zeigte, und ich die halb Abstand nahm. W. Weiss.“

Der bekannte Schpieler Döring erschien in einer Szene, in der soeben Geißt von einem Statisten gespielt wurde. Als derselbe darauf in die Verlesung des sagte Döring zum lachenden Publikum: „Seht, so tief kann der Meffinten!“

Kasernenhofblüth Unteroffizier: „Fußspitzen zu men, Keel, damit man sieht, krumm Ihre Beine sind!“ — Himm: Da kann man ja die ganze Erdbü durchziehen!“

Von ihrem Standpunkt — Der Major a. D. von Gred hat sich zur Ausschmückung sein behaglichen Junggesellenheims großes Bismarckbild zugelegt. Tages findet er sein Dienstmäden in tiefes Sinnen versunken vor den großen Kanzler in Kürass Uniform mit den gewaltigen Pfeifstiefeln darstellenden Bilde. „Vine,“ trägt der Offizier, „wie fällt Dir denn unser Bismarck?“ — „Gut,“ lautet die Entgegnung, „a bei ihm im Dienst möchte ich n sein, — an die Stiebeln hält' ich d gar zu viel zu pugen!“

Beschiedene Gegenforderung. — Dienstmäden den Nachbarsleuten: „Eine sch Empfehlung von Herrn Mayer, u er bittet Sie, Ihren Hund zu schießen, der ihn gar nicht schlä läßt.“ — Nachbar: „Grüßen Herrn Mayer, und bitten Sie gefälligst, seine Tochter zu vergiß und ihr Klavier zu verbrennen.“

Guten Appetit. — Den ten Sie sich, der Rittergutsbesi Schallwitz erzählte gestern o Stammtisch, er habe in diese Jahre für achtzehntausend Ma Guano gebraucht.“ — „Da hat wieder den Mund ein bißchen vo genommen.“

Kannibalische höhe Töchter. — In einer großen Si am Main beschloßen die Inffasse einer „höheren Mädchenschulklasse, einem Lehrer, den sie besonders die jungen Herzen geschlossen hatten, als sinniges Fastnachts-Ange eine Schüssel goldbrauner Kr zu widmen. Das ledere Gebä von der nachstehenden Strope i gekleidet, die unseres Erachtens, wer auch nicht gegen die Metrit, so doo ein wenig wider den guten Geschmad verfißt:

„Dies stiftet Ihre zweite Klasse Und wünscht recht guten Appetit. Verzehren Sie die ganze Masse Und Ihre Fre „nd Kinder mit.“

Portorogisch. — A: „Kommt es, daß Du mir zu mein. Verheirathung nicht gratulirtest?“ — B: „Weil ich kein Prophet bin.“

Wohlfahrt. — „Ich werde Ihnen mein neuestes Gedicht vorlesen. Zünden Sie sich dabei eine von meinen Cigaretten an.“ — „Hoffentlich sind sie besser, als Ihre Gedichte!“

Ja a u a u m! — „Ist die Luft aber hier schön und rein!“ — „Ich begreife gar nicht, warum sie sich de großen Städte uff's Land bauen!“

Kurz abgefertigt. — Schneiderjunge: „Herr Baron, hier schickt mei Meister die Rechnung; er läßt sagen, er könne nicht länger borgen.“ — Baron: „Nicht länger borgen? Da soll er nicht für noble Leute arbeiten.“

Der nervöse Zuhörer. — Fräulein Krähbähn (am Gesellschafts-Abend singend): „Ich möcht' am Liebsten sterben — Da wär' auf einmal still!“ — Herr (für sich): „Wenn sie's nur thät!“

Die Unglückszahl. — Er: „Jetzt habe ich Dich gerade dreizehn Mal geküßt.“ — Sie: „Dann gib mir schnell noch einen Kuss — dreizehn ist eine Unglückszahl!“

Eine gute Seele. — Banfrier (Water der Braut): „D, wie schändlich wechselvoll ist doch Fortuna; gestern war ich noch ein reicher Mann, und heute besitze ich gar nichts mehr.“ — Bräutigam: „D, doch — Ihre Tochter; und so unedel werd' ich nicht sein, Ihnen die noch zu nehmen!“

Offen und ehrlich. — Ist oft gefährlich.